

Welche Bücher schenken Sie zu Weihnachten?

Das Buch ist — für den Geber stets, für den Beschenkten mitunter — das ideale und daher gebräuchlichste Weihnachtsgeschenk. Die Wahl ist bei der Größe des Büchermarktes und bei der außerordentlichen Verschiedenheit von Anspruch und Veranlagung der zu Beschenkten keine geringe Aufgabe. Wenn man sie sich nicht leicht macht und Beliebiges schenkt. Wir haben eine Reihe von Persönlichkeiten gefragt, welche Bücher sie zu Weihnachten schenken werden, sei es Frau, Kind oder Freund. Biewohl natürlich die Wahl in jedem einzelnen Fall sich notwendig individualisiert, so glauben wir doch, daß diese Hinweise wertvoller und büchertüchtiger Menschen allgemeinen Wert haben dürften.

Thomas Mann:

Gern gebe ich Ihnen eine kleine Liste von Büchern, die ich in letzter Zeit gelesen, und denen ich so viel Dankbarkeit bewahre, daß ich sie als Weihnachtsgabe empfehle. Ich nenne an erster Stelle, wie es sich gebührt, das großartige Alterswerk Knut Hamsuns „Das letzte Kapitel“. Dann Heinrich Manns großen Zeit-Roman „Der Kopf“. Dann den armen, edlen Franz Kafka mit seiner Profabdichtung „Projekt“ — hochmerkswürdig und neu erschienen in dem sehr lebendigen Verlag „Die Schmiede“, Berlin. Dann etwas Viril-Englisches, Koloniales: „Nad im Busland.“ (Deutsche Verlagsanstalt, Prachtvoll.) Ferner die Gesammelten Werke unseres unbegreiflichen Friedrich Schuch (4 Bände, ebendort). Ferner noch etwas Englisches und sehr Lesenswertes: „Queen Victoria“ von Lynton Stroschan, deutsch von Reischer (S. Fischer, Berlin). Dann den bedeutenden historischen Roman „Reubeni, Fürst der Juden“ von Max Brod. (Kurt Wolff, München.) Ein scharf und lustig geschriebener Familienroman heißt „Soelambis, der Goldjäger“ und ist von dem Schweden Sigfrid Givertz. (Erschienen bei Otto Kuipow in Lübeck.) Endlich empfiehlt sich als Geschenk noch besonders die schöne Dünnpapier-Ausgabe der „Wanderjahre in Italien“ von Gregorio B. S., die der Verlag Wolfgang Jek in Dresden soeben herausgebracht hat.

Heinrich Mann:

Sie fragen einen Romanschriftsteller, welche Bücher er verschenkt? Seine eigenen natürlich. Denn erstens halte ich sie durchaus geeignet, Freude zu machen. Zweitens habe ich sie billig, und je mehr sie unter die Leute kommen, um so besser ist es für sie. Einem Herrn werde ich daher meine neuen Roman „Der Kopf“ schenken. Will ich ihn besonders glücklich machen, bekommt er auch noch den „Anterian“ und „Die Armen“, somit das ganze „Kaiserreich“, die neue gute Ausgabe in Geschenkarton. Eine Dame lasse ich zu gewinnen mit den ersten acht Bänden meiner gesammelten Romane. Sie erscheinen gerade jetzt herrlich ausgestattet, holzfrei, Antiqua und violette Ballonleinen mit goldenem Namenszug bei Holzner, Wien. Das Kind, nach dem Sie sich auch erkundigen, würde mir mehr Sorgen machen. Ich kann es nicht aus Eigenem beschenken. Ihn hat mir aber der Paul-List-Verlag, Leipzig, aus reiner Güte einige wirklich liebenswerte Märchenbücher überreicht. Es sind „Tausend und eine Nacht“, Grimm, Andersen, Brentano. Sie haben farbige und schwarze Bilder, darunter nichts Schlechtes, häufig aber Saune, ja manchmal echtes Gefühl für die unvergängliche Schönheit der Legende.

Rafik Edschmid:

Einem Freunde würde ich schenken: die wundervollen, von Theising herausgegebenen Werke von dem Engländer Stevenson, die herrliche wilde Bücher, deren Melancholie die schottischen Balladen, deren Wildheit Boe und deren Gewalt oft Dostojewski erreicht, eine

phantastische Mischung, wenn man ihr Kapitän Marzhat hinzulügt und sie weit über Laurids Bruun setzt. Sodann den herrlichen Proust nach Anatole France und Claudel die im Sinne des Neuen auffallendste Musik in der französischen Literatur. Sodann des Schweizer Euno Hoser Buch „Vorhof der Hölle“, dieses weltmännische symbolische Tierbuch eines der eifrigsten Freunde Deutschlands. Eßays von Zweig mit ihrer tiefen, abhorrenden Art und von Plei, dem elegantesten und gebildetsten Stilisten Deutschlands (quand même). Sodann Romane von Maurice Leblanc und Gaston Leroux sowie von der Green. Drei phantastische Logiker des spannenden Kriminalromans, glänzend gearbeitet, Beblanc mit Geist, Leroux mit einer ungläublichen Atmosphäre, die Green wie eine dämonische Marlitt, ein Bild der amerikanischen Gesellschaft dazu zeichnend, wie es vor zwanzig Jahren wohl war. Der alte Ehrlich liebt bereits nichts so wie gut gemachte Detektivbücher. In der Tat entspannen sie den von geistiger Arbeit übermüdeten Körper wunderbar durch ihre mechanische Präzision. Sodann das reizende Märchen „Das Juwel“ von P. Arnold, eine entzückend charmante Erzählung (bei Sabel, Regensburg). Den Tristan-Roman, von Schürich ausgezeichnet zusammengestellt. Sodann die Kovalis Ausgabe, die Ernst Rammiger herausgegeben hat. Sie ist von einem hohen Geist mit fabelhaftem Instinkt geordnet und bringt in einem ausgezeichneten Essay die Romantik in ein neues Licht. Alles von Brandes. Alles mögliche von Annette Kolb, Deutschlands schönster Stilistin, und alles mögliche von Schickel und Dauthendey. Sodann, wie immer, Stendhals „Kartause von Parma“, Europas edelstes Buch.

Einem Kind würde ich dasselbe schenken. Einem bestimmten Frau würde ich eine Menge Bücher dazu schenken, aber ich müßte die Frau zuvor kennen, weil ich hundertmal die entgegengesetzten Sachen zusammenstellen würde.

Einem Kinde würde ich „Gullivers Reisen“ schenken, dieses staatsmännische und phantastische Buch. Ich würde es ihm aber erklären müssen. Sodann das geistreiche, aber zugleich naive „Schweinebuch“ von der Tierzeichnerin Erna Pinner, dessen Zeichnungen und Text nicht nur komisch, sondern auch weise sind. Bücher von Svend Fleurons. Bücher über die Erfindungen. Sodann den Baedeker, das phantastischste Buch der Erde, als großes Entree ins Leben. Dazu einen Globus. Und eine Bibliothek der großen Exploiteure, der Hellden von Kolumbus bis Livingstone und Oberst Bruce.

Hans Reimann:

Selten hat mich eine Rundfrage so wenig Kopfzerbrechen gefostet wie diese; denn ich muß mich nicht erst hineinreden, wie es wäre, wenn ich schenkte, sondern kann einfach sagen, welche Werke ich gewissen Leuten auf den Weihnachtstisch lege. Daß Thomas Manns „Zauberberg“ und Emil Ludwigs „Wilhelm“

nicht dabei sind, erklärt sich daraus, daß rings um mich alles im Besitz beider Bücher ist. Also: Zunächst mir selbst, mir schenke ich den einbändigen Brodhaus und die im Verlag für Kulturpolitik (München) erschienene Allgemeine Kulturgeschichte von Charles Richet. Meiner Frau schenke ich Knut Hamsuns „Letztes Kapitel“ (Verlag Grethlein & Co., Leipzig), die weil sie ihr eigenes Exemplar bereits weiterverschickt hat und das Doppel-Buch, ein Meisterwerk ohne Gleichen, gern wieder haben möchte. Dazu Svend Fleurons Roman „Der Graf auf Egerup“ (Verlag Eugen Diederichs, Jena. Bilder von Erna Pinner). Einer fünfzehnjährigen, der Tochter eines mir befreundeten Bildhauers, schenke ich Jakob Wassermanns „Caspar Hauser“ (Verlag S. Fischer, Berlin), den ich zum sechstenmal verschenke — als ein Buch, das von Mal zu Mal tieferen Genuß bringt. Einem Freund in Südamerika schenke ich A. S. Roberts „Große Nummer“ (München, Berlin) und das Sing-Buch (München, Berlin); das eine zeigt die Welt der Artisten und das andere den Mikrokosmos der Bürger. Meinem Schwiegervater schenke ich Roda Rodas Roman (Dreimastverlag, München); ein Buch, das wie der „Marques de Volivar“ des Leo Perutz, Albert Langens, München) in jede moderne Bibliothek gehört. Einem Kameraden schenke ich „Ausdrucksbewegung und Gestaltungsform“ von Ludwig

Klages (Verlag Johann Ambrosius Barth, Leipzig); es wiegt mehr als der ganze Offenbach und Fritz von Unruh dazu. Dann habe ich noch einige minderbemittelte Bekanntschaften zu erfreuen. Sie bekommen entweder mein soeben bei Carl Reißner in Dresden erschienenen Bändchen „Zago“ oder meinen bei Kurt Wolff in München erschienenen „Lull“, den ich unlängst, obwohl Autor, nicht ohne Entzücken ausbezogen und werde sie mit Gedicht an den Mann bringen: Charles Dickens' „Zwei Städte“, Gerstäckers „Regulatoren vom Arkansas“ und Jules Verne's „Kerubim, der Tiefkopf“. Die darf man aufhalten, wenn man will.

Sermann Bahr:

Auf Ihre Anfrage, welches Buch ich einer Frau, einem Kinde und meinem Freunde zu Weihnachten schenken würde, antworte ich: dem Kinde den „Robinson“, der Frau Goethes „Wahlverwandtschaften“ und dem Freunde Stiffers „Witiko“.

Sichfried Jacobsohn:

1. Peter Altnerberg: „Der Nachlaß.“ 2. H. Posting: „Dr. Dolittle und seine Tiere.“ 3. Emil Ludwig: „Wilhelm II.“

Max Brod:

Franz Kafkas Roman „Der Projekt“ (Verlag „Die Schmiede“).

Wohlgeboren Herrn Alois Kouba in der Hundehütte

Die Anschrift des Uka, den der oben genannte Prager Bürger vor einigen Wochen erhielt, lautet wörtlich wohl ein wenig anders: Pan Alois Kouba v boudě, aber wir haben im Deutschen keine treffendere Bezeichnung für die Art Behausung, wie sie derzeit Herr Kouba inne hat. „Bande“, „Bude“, „Hütte“ wäre zu euphemistisch. Die Adresse der amtlichen Zusticht gibt weiter an, wo sich die „bouda“ ungefähr befindet: in Pantrah auf dem ehemaligen Spielplatz für Studenten, Kat.-Nr. 203. So waren wir denn an Hand des Katastralplanes in der Lage, den interessanten Ort zu finden. Uebrigens weiß an der Endstation der Neunzehner jedes Kind den Weg zu Koubas bouda. Der Herr haust dort nicht allein, eine Kolonie von einem Duzend dieser neuesten Produkte der Wohnungsnot steht da beisammen. Wir haben sie fotografiert, aber Photo und Beschreibung zusammen geben noch keine richtige Anschauung von dem, was heute als Heimstätte für Menschen gelten will, man muß das gesehen haben. Etwas fällt dann auf: Auch das lumpigste Gehäus hier herum hat diesen oder jenen Bestandteil, der nicht improvisiert aussieht, der nicht vom Erbauer und Eigentümer selbst geschultert und genagelt aussieht; meist ist es das Fenster oder die Tür, die vom Professionisten gemacht sind und die auch in besseren Verhältnissen einmal anderswo ihrem Zwecke gedient haben. Die Türe, die Türe. Das Baustück, das erst eine Behausung komplett macht. Die im Felde waren, wissen es. So lange unser Unterfund keine Türe besaß, kamen wir uns wie Wilde oder Höhlenbären vor; erst die Türe — das zu machen, das sich abschließen können und fürchten gab uns Menschenswürde. Und so haben sich denn Herr Kouba und alle die übrigen, die sich neben ihm hier wohnlich niedergelassen haben, wohl zuerst nach einer alten Türe umgesehen und diese auf den Bauplatz gebracht. Sie war dann das Grundlegende des Bauplanes. Um sie herum ist dann das Ganze, das Gebälk und Verchalung, zurechtgeschritten worden. Wie macht man eine

Kanone? Man nimmt ein Loch und gießt Metall herum. Dies Rezept scheint auch für diese unsere neueste Richtung der Baukunst zu gelten. War die Türe da, ging man an den Bau. Frauen und Kinder halten mit, scharren Erde und Steine, scharren und reumten, hackten und schnitten mit den primitivsten Werkzeugen, allsonntäglich kann man so etwas jetzt draußen in den Feldern um Prag sehen, oh, eine Ameise, ein Maulwurf hat es leichter als diese Menschen, die sich vorher in einer Fabrik oder Plättstube plagen mußten,



um den Baugrund, die Bretter und Nägel bezahlen zu können. Eine Frau dort oben in Pantrah erzählte mir, sie hätte zuvor ihre Journermaschine irgendwo für 600 Kronen verlassen müssen, um ihre Hütte bauen zu können. Ein anderer wieder hofft, Bau und Grundstückspacht zu erschwingen, wenn er Gemäse baut. Auf diesem kargen Lehmboden und kein Wasser weit und breit. Ein paar Unterdröfene versuchen jetzt, einen Brunnen zu graben, mit Bangen warten die anderen, wie es damit wird — und nun also bekommt jener Kouba folgendes Schreiben der Obrigkeit in seine Bude zugestellt:

Victor Naumann: An kleinen deutschen Fürstentümern.

Wir entnehmen diesen interessanten Artikel dem Werk „Profile“ von Victor Naumann (80 Porträt-Stiften aus den Jahren des Weltkrieges nach persönlichen Begegnungen. Verlag Dunder & Humblot, München-Leipzig).

Der Hausminister (Graf August zu Eulenburg) hatte sich zur festen Regel gemacht, nie von selbst in die Politik einzugreifen. Er wich nur dann von diesem Prinzip ab, wenn es sich um Fragen handelte, die für den Bestand der Dynastie ausschlaggebend werden konnten. Dann hatte er gerade als Hausminister, das gute Recht oder sogar die Pflicht, seinem König auf eine Frage Antwort zu geben. Diese kluge Zurückhaltung gab der ausgesprochenen Meinung des Grafen Eulenburg ihren besonderen Wert, einen Wert, der bedeutend dadurch gehoben wurde, daß ein so feiner Kopf der Sprecher war.

Ich habe nochmals Gelegenheit gehabt, mit dem Hausminister ein längeres Gespräch zu führen. Und zwar handelte es sich um die dynastischen Pläne der Hohenzollern, die sich auf die russischen Randstaaten erstreckten. Pläne, die ich für höchst gefährlich hielt. Dieser ungeheure Weltkrieg durfte nie und nimmer, falls wir im Osten Eroberungen machen konnten, was ich an und für sich gar nicht wünschte, damit ausfliegen, daß Millionen geblutet hätten, um die Hohenzollernsche Hausmacht zu vermehren. Und dieser Plan ging nicht von den Militärs aus; wer ihn dem Kaiser eingebracht hatte, war kein schlimmster Feind, und die Byzantiner, die auf die rege Phantasie Wilhelms II. spekulierten und ihm von einem interessanten Hügel berichteten, von dessen Gipfel aus der neue Herr, nach vier Windrichtungen hin das Schwert schwingend, sich zum Besten des Landes erklären müßte, waren in meinen Augen gefährliche

Verbrecher. Wenn schon einmal das Falsche geschehen sollte und deutsche Fürsten in den Randstaaten zur Herrschaft gelangten, dann durften es nur Prinzen aus kleinen Häusern sein.

In den ersten Tagen des Januar 1918 brachte mich der gleiche Anlaß, der mich zu meiner letzten Unterredung mit dem Oberhofmarschall geführt hatte, an eine Reihe deutscher Fürstentümer. Ich hatte die Aufforderung erhalten, mich an sie zu begeben, weil man mit mir die Frage der Hohenzollerndynastie in den Randstaaten besprechen wollte und überhaupt sich politisch zu informieren gedachte. Denn das muß einmal ausgesprochen werden, die mittleren und kleineren deutschen Staaten, d. h. deren Fürsten und Minister, wurden während des Weltkrieges von Berlin so schlecht oder vielmehr gar nicht informiert, daß sie völlig im Dunkeln taptten. Darüber herrschte eine gewisse, sehr berechtigte Geringschätzung; denn schließlich und endlich standen die Bürger ihrer Staaten ebenfalls an der Front und es handelte sich um das Bestehen dieser Staaten und das Erhalten der Dynastien. Gewiß, man hat eingewendet, um Indiskretionen zu vermeiden, verhielte man sich so schweigsam. Das war eine ungenügende Entschuldigung. Man konnte sehr viel mitteilen, ohne diese Gefahr zu laufen, und was die Indiskretion anbelangt, so hätte man sich in Berlin zunächst an der eigenen Nase zu nippen sollen! Man brauchte nur in die Berliner Klubs zu gehen, um mit Entsetzen zu bemerken, daß alte Ratschbasen Trappisten gegen manche Leute in bezug auf Beredsamkeit waren.

Zunächst fuhr ich nach Darmstadt. Der Großherzog Ernst Ludwig ist ein Mann von künstlerischem Naturell, lebhaftem, aber etwas unruhigem Geist, welche Eigenschaft ihn leicht das Thema im Gespräch wechseln läßt. Er ist klug, dabei etwas Sonderling. Er empfindet nicht à la turque, d. h. er sah mit untergeschlagenen Beinen auf einem Diwan, einer seiner Hemdknäpfe war

dem Oberhemde entglitten, und seine ganze Toilette zeugte von genialischer Nachlässigkeit. Doch man unterhielt sich ausgezeichnet mit ihm, und politisch war er absolut für den Frieden, und zwar für den baldigen; er schien als ein Freund der Westorientierung, natürlich war er über die Umwälzung in Russland tief bewegt. Ohne jede Nachricht war er über das Geschick des Zaren, seines Schwagers, und das seiner Schwester, der Zarin. Er glaubte aber damals bestimmt, daß sie noch lebten. Er sagte mir: „Ich kann Ihnen versichern, der Zar hat nie den Krieg gewollt, ebensowenig wie der Kaiser. Sie standen sich menschlich außerordentlich nahe; es ist geradezu tragisch, daß diese beiden Männer, denen der Krieg in tiefster Seele verhaßt war, den Weltkrieg herbeigeführt haben sollen.“

Sehr interessant war mein Besuch bei dem Meiningenschen Herzogpaar. Der Herzog, ein alter Soldat, dabei doch voll künstlerischer Begabung — als Sohn seines Vaters hat er viel Theaterinteresse gehabt und Musik zu antiken Dramen geschrieben —, ist im Grunde ein konservativer Mann. Aber er war einsichtig genug, anzuerkennen, daß die neue Zeit neue Formen verlange, und er sprach sich in scharfer Weise gegen gewisse Berliner Absichten aus. Vornehmlich war er der energichste Gegner der dynastischen neuen Pläne der Hohenzollern. Auch er verlangte ein Einschreiten der deutschen Fürsten in dieser Hinsicht. Wir sprachen sehr eingehend über das Thema, und er entschloß sich, mir einen Brief an den König von Bayern mitzugeben, der den König geradezu beschwor, zu handeln, damit kein Unheil geschehe. Der Herzog wollte dafür sorgen, daß nicht nur er, nein, auch andere Fürsten sich einem etwaigen bayerischen Vorgehen anschließen würden. Die Herzogin war mir eine sehr alte Bekannte; denn vor vielen Jahren hatte ich mit ihrem verstorbenen Bruder Waldemar gespielt, und wenn sie auch älter war als ich, hatte ich sie

doch bei dieser Gelegenheit kennen gelernt, und ich durfte mich rühmen, vielleicht ihr frühestes Tanzpartner gewesen zu sein. Natürlich sprachen wir zunächst von diesen Kindererinnerungen, und das Prinzessinnenpalais tauchte wieder vor uns auf, in dem der alte Herr Königlich, der nur französisch mit uns sprach, uns in die Künste des Menuetts einzuweihen versuchte. Dann aber kam die Herzogin auf Ernsteres zu reden, und das früher so schöne Gesicht, das nun den Ausdruck schweren Leidens trug, wurde lebhaft und erregt; sie wendete sich der Politik ihres Bruders, des Kaisers, zu und sprach in sehr richtiger Weise über diese Politik. Vor allen Dingen verdammt sie die Günstlingswirtschaft.

Gustav Freitag schildert einmal als das Ideal eines kleinen Hofes einen, an dem ein wohlwollendes Fürstenpaar herrschte, der Herzog, ein gerechter und billig denkender Mann, voll Interesse und Anteil an Kunst und Wissenschaft sei, die Herzogin eine lebenswürdige, ebenfalls der Kunst wohlgenützte Frau, an dem ein kluger Oberhofmeister, der zugleich der Berater und Freund des Fürstenpaars ist, eine geistvolle Hofdame und ein braver Hofkavalier zu finden sind.

Als ich in Gera ankam, wo mich der regierende Fürst Keup eingeladen hatte, entsprach mein Kommen wahrscheinlich nicht ganz den Erwartungen der Menge, die auf dem Bahnhof sich versammelt hatte, wie stets in kleinen Städten es bei Ankunft der Züge der Fall ist. Man hatte zwei Hofwagen ansahnen sehen, eine Equipage und einen Gepäckswagen; der Equipage entstieg der Hofkavalier und Adjutant, Herr von Schierstädt, mit dem Helm der Gardekürassiere geschmückt. Man erwartete also irgendeinen hohen Kommissar, und war recht enttäuscht, als man nur mich im warmen Reiserod dem Coupé entgegen sah, und als der Gepäckswagen einen einzigen Koffer anzuwachen hatte.